

Der „kleine“ Widerstand Berliner Erinnerungen (1925-1940)

Nina Kauchtschischwili*

Präsident Weizsäcker sagte in einer seiner Reden, daß der Nazismus eine schwere Erbschaft hinterlassen hat: Es fällt einem schwer zu verstehen, wie die Menschen nazifreundlich sein konnten, denn viele waren nicht gezwungen, es zu sein. Das bleibt das große Geheimnis, das die Nachkriegsgeschichte auch nicht gelöst hat.¹ Auch ich habe nicht die Hoffnung, dieses Geheimnis zu klären. Als zufällige Zeugin kann ich nur beweisen, daß es doch Menschen gab, die gar nicht nazifreundlich waren und auch nicht so taten, als ob sie es wären. Natürlich war es nicht einfach, diesem Standpunkt innerlich immer treu zu bleiben, denn man mußte sehr vorsichtig sein, da überall die Gefahr drohte, einem Verräter zum Opfer zu fallen.

Mein Vater Michail Kauchtschischwili, Absolvent der Petersburger Technischen Hochschule, mußte 1917 mit Ausbruch der Oktoberrevolution aus Petersburg umgehend in seine Heimat Georgien zurückkehren. Anfang 1918 erklärte Georgien seine Unabhängigkeit. Kurz darauf wurde mein Vater als Handelsattaché nach Berlin geschickt. Als die Bolschewisten 1921 Georgien endgültig annektierten und mein Vater seiner diplomatischen Pflichten entbunden war, schrieb er sich an der Technischen Hochschule in Karlsruhe ein. Nach dem Abschluß erhielt er bei Siemens in Berlin eine Anstellung, denn er hatte schon in Petersburg mit dieser Firma Kontakte gehabt. Von 1925 bis 1940 lebten wir in Berlin Siemensstadt.

* Nina Kauchtschischwili wurde 1919 in Berlin als Tochter des georgischen Handelsattachés geboren. Im März 1940 zog die Familie nach Mailand. Ab 1957 war sie Dozentin für Russisch an der Universität Mailand, seit 1970 ordentliche Professorin für russische Literatur an der Universität Bergamo. Seit 1985 befaßt sie sich mit russischer Religionsphilosophie.

Das Manuskript verdanken wir Sr. Waltraud Herbstrith, Edith-Stein-Karmel, Tübingen.

1) Zitiert in Reiner Wimmer, *Vier jüdische Philosophinnen*. Rosa Luxemburg, Simone Weil, Edith Stein, Hannah Arendt, Attempta Verlag, Tübingen 1991.

Erste Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus

Anfang der dreißiger Jahre lebten wir in einer kleinen Wohnung in einem Mietshaus. Aus dieser Zeit sind mir zwei Episoden besonders in Erinnerung geblieben. Um 1932 sagte eines Tages ein Mädchen aus unserem Haus – sie war zehn oder elf Jahre alt – zu mir, alle wüßten, daß mein Vater nicht für Hitler gestimmt habe. Ich wußte überhaupt nicht, wer Hitler war, denn meine Eltern sprachen nie über ihn. Außerdem war mein Vater staatenlos und nicht wahlberechtigt, was für die nazifreundlichen Eltern dieses Mädchens kein Begriff war. Meine Eltern waren entsetzt, als sie das erfuhren, denn es bewies, wie die Nazipropaganda die Leute aufhetzte, und sogar Kinder in ihr Propagandasystem einbezog.



Die Geschwister Georg und Nina Kauchtschischwili.

Foto: Privat.

Die zweite Episode betraf meinen Bruder Georg. Als Mitglied des katholischen Bundes Neudeutschland (ND) trug er das Abzeichen dieser Jugendvereinigung. Eines Tages wurde er von Schulkameraden verprügelt und angeschrien: „Du schmutziger Judenbengel!“, denn er hatte schwarzes Haar. Niemand hat ihn verteidigt, auch nicht die Lehrer.

1929 wurde ich an der Luisenschule in Charlottenburg eingeschult. Dort hatten wir eine Lehrerin, die wahrscheinlich schon damals der Partei angehörte, denn sie haßte die Katholiken. Das war mir so zuwider, daß ich meine Eltern anflehte, mich an eine katholische Schule

zu schicken. So kam ich 1932 an die Liebfrauenschule am Lietzensee in Charlottenburg. Dort schloß ich mich bald der katholischen Jugendbewegung „Liebfrauenbund“ an. In diese Zeit fiel auch meine ungewollte „Teilnahme“ an der Machtergreifung der Nationalsozialisten.

Im Lyzeum hatten wir einen Musiklehrer namens Doeblner. Man hat mir später erzählt, daß er sich vor jedem Juden, der den gelben Stern trug, verneigte, den Hut zog und ihn begrüßte. Er war auch Komponist und Leiter eines Chors in der Musikakademie im Charlottenburger Schloß. Vermutlich hatten meine Eltern am 29. Januar 1933 noch keine Ahnung von der

Machtergreifung der Nationalsozialisten, sonst hätten sie mich gewiß nicht nach Charlottenburg gehen lassen. Nach der Singstunde – es war schon dunkel – merkte ich, daß keine Straßenbahn fuhr, denn die SA marschierte, zehn oder mehr Männer in jeder Reihe, durch die Stadt, um sie endgültig einzunehmen. Um überhaupt weiterzukommen, war man gezwungen, mitzumarschieren. Als ich endlich nach Hause kam, wurde ich ausgeschimpft, weil ich, wenngleich ungewollt, mit der SA marschiert war. Es hatte vielleicht den Anschein, als ob ich mitgemacht hätte, aber das wäre mir nie eingefallen!

Unvergeßlich ist mir auch das Jahr 1934. Anfang Juli fuhren wir mit dem Liebfrauenbund nach Bayern in die Ferien. Am Anhalter Bahnhof sahen wir eine kleine Gruppe von Menschen vor einem Abteifenster. Unter ihnen – ganz in schwarz gekleidet – Frau Klausener, die Ehefrau von Erich Klausener (1885-1934), dem Leiter der Katholischen Aktion.² Er war in der Nacht zum 30. Juni erschossen worden. Das erfuhren wir aber erst in unserem Feriendomizil im Benediktinerkloster Ettal. Dort hatte auch Manfred Adler, der Sohn von Leonhard Adler, Direktor der Berliner BVG und Stellvertreter Klauseners, Zuflucht gefunden. Dank einer Warnung war es Leonhard Adler geglückt, nach Norditalien zu fliehen. Kurz danach folgte ihm auch die Familie, denn in Italien gab es in jenen Jahren noch keine Judenverfolgung. Leonhard Adler war ein konvertierter Jude und seine Frau eine österreichische Katholikin.³

Aus dem Ferienaufenthalt in Bayern ist mir noch ein weiteres Ereignis unvergeßlich geblieben. Ein Ausflug in die Berchtesgadener Berge führte uns in die Nähe von Braunau. Dort sahen wir mit Entsetzen, daß Hunderte von begeisterten Anhängern vor Hitlers Haus auf seine Ankunft warteten. Wir beeilten uns, so schnell wie möglich weiterzukommen, um nicht in eine Kundgebung verwickelt zu werden. Unsere hauptsächliche Sorge war, nie etwas mit Nationalsozialisten zu tun zu haben.

2) Anm. d. Red.: Erich Klausener kritisierte die antikirchlichen Maßnahmen des NS-Regimes und wurde im Rahmen der Mordaktion des „Röhm-Putsches“ auf Befehl von Göring und Heydrich von Kurt Gildich erschossen (vgl. LThK 6, 118).

3) Nach dem Krieg wurde Leonhard Adler zum Direktor des Mailänder Verkehrsamtes ernannt; seine Frau blieb in Meran. Da entschloß sich Ing. Adler, Franziskaner zu werden. Nach der Priesterweihe wurde er zum Kaplan der Mailänder Straßenbahner ernannt. Als in Berlin der Flughafen Tempelhof eröffnet wurde, wurde Adler zur Einweihung eingeladen, denn der Flughafen war nach einem Plan erbaut worden, den er vor dem Krieg entworfen hatte.

Widerstand im Alltag

Nach nur einjähriger Amtszeit starb am 1. März 1935 der Berliner Bischof Nikolaus Bares (1871-1935). Die Beisetzung war eine letzte grandiose öffentliche Manifestation der katholischen Jugendbewegungen. Kurz danach wurden alle Jugendgruppen aufgelöst. Wir waren sehr stolz, daß wir, allen Schwierigkeiten zum Trotz, noch daran teilgenommen hatten. Von da an konnten, aus Angst vor Spitzeln, Versammlungen nur noch geheim stattfinden.

Die Lage der Jugendbewegung nach 1934 zwang uns, neue Wege zu suchen. Nach dem evangelischen Vorbild trafen wir uns nun zu Bibelstunden, denn diese konnten in der Pfarrgemeinde – ohne Aufsehen zu erregen – stattfinden. Unser Pfarrer⁴ schickte uns auch zu den neu zugewanderten katholischen Familien im Bezirk Siemensstadt, um sie zu ermutigen, zur Kirche und zu den Bibelkreisen zu kommen. Familien, die keine Nazis waren, nahmen unsere Einladungen gerne an. In den Vorkriegsjahren war dieser pastorale Einsatz sehr wichtig, denn die Nazis versuchten mit allen Mitteln, den Leuten nahezukommen.

Damals wurde es auch zur Regel, daß jede Familie an einem bestimmten Sonntag im Monat gezwungen war, ein Eintopfgericht zu kochen. Die Nazis kamen sogar in die Häuser und kontrollierten die Kochtöpfe. Das so „gesparte“ Geld mußten wir in ihre Sammelbüchsen zugunsten des Aufrüstungsprogramms werfen.⁵ Daraus entstand das geflügelte Wort: „Heil Hitler! Ich komm’ von der Partei, soll die Gesinnung prüfen.“ Für unsere georgisch-russische Küche war der Eintopf ein kaum verdauliches Gericht.

An dieser Art minimaler Widerstandsbewegungen habe ich, solange ich in Berlin lebte, aktiv teilgenommen. Wir versammelten uns auch oft bei uns zu Hause, obwohl neben uns ein SS-Mann wohnte. Man mußte zwar sehr vorsichtig sein, um keinen Verdacht zu erregen, aber wenn man jung ist, ist man mutig und schreckt vor keiner Gefahr zurück.

4) Pfarrer Schink war keine hervorstechende Persönlichkeit, aber bestimmt nicht nazifreundlich. Auch die Geistlichen, die sich der Jugendbewegung widmeten, bestärkten uns in unserem Widerstand.

5) Sammlungen dieser Art waren eine typische Schikane. Ich erinnere mich, wie ich einmal mit einer russischen Freundin in der U-Bahn saß, als einer mit der Sammelbüchse kam. Da sagte ich sehr unvorsichtig zu meiner Freundin auf russisch: „Man kann das Sammeln kaum mehr ertragen“, und der Mann mit der Büchse in der Hand antwortete auf russisch: „Ich kann all das schon seit langem nicht mehr ertragen.“

Eine weitere Episode des Widerstands geschah an Hitlers Geburtstag (?1937). An diesem Tag mußten wir im Festsaal der Schule an einer feierlichen Generalversammlung teilnehmen. Die Lehrer waren verpflichtet, Reden zu Ehren des Führers und seiner Ideologie zu halten. Ich selbst war stolz, daß ich als Ausländerin während der Nazi hymnen nicht die rechte Hand erheben mußte. Unsere Französischlehrerin sollte die Festansprache halten. Wir waren gespannt, wie sie damit zurechtkommen würde, denn wir kannten ihre Meinung. Es gelang ihr, eine elegante Lösung zu finden: Sie las einige ziemlich lange Stücke verschiedener Dichter vor, unter anderem von Hans Carossa (1878-1956) und Ernst Wiechert (1887-1950). Auf die Frage, warum sie so gehandelt hat, antwortete sie: „Die Wahrheit sagen kann ich nicht und lügen will ich nicht.“ Das war damals eine zwar winzige, aber doch eine wirkliche Heldentat, und ein Beweis dafür, daß es auch den kleinen Widerstand gab.

1936 fanden in Berlin die Olympischen Spiele statt. In der italienischen Presse liest man heute, daß die Spiele zum Triumph der Nazis beigetragen hätten, denn alle Leute seien wegen der Spiele nazifreundlich gewesen. Das stimmt nicht. Die Spiele fanden ganz in unserer Nähe statt. Wir Jugendlichen sahen darin nur eine abscheuliche Nazikundgebung. Um unser Desinteresse zu demonstrieren, machten wir auf dem Weg zur Schule einen langen Umweg um das Olympiastadion. Sicher, wir bewunderten Jesse Owens' lange Beine, aber alles andere lehnten wir ab.

Mussolinis Besuch in Berlin (1937) bot uns ebenfalls Gelegenheit zu zeigen, daß man die verachtenswerten Nazidemonstrationen vermeiden kann. Wir fuhren statt dessen in ein katholisches Jugendheim in Buchenwald und kehrten erst nach Mussolinis Abreise wieder nach Berlin zurück. Obwohl nur unsere Freunde davon wußten, waren wir doch stolz, bewiesen zu haben, daß man sich nicht blind dem Willen der Nazis fügen muß.

Die wichtigste Resistenz wurde aber in den Pfarrgemeinden ausgeübt. Wir waren davon überzeugt, daß man die Menschen geistig ermutigen muß, sich den Nazis nicht zu unterwerfen. Damals erschienen einige bedeutende Bücher: Josef Holzner, *Paulus* (Freiburg 1937), oder das Buch des Dogmatikers Karl Adam (1876-1966), *Jesus Christus*.⁶ Diese Bücher bestärkten unsere persönliche Einstellung und gaben uns Halt und Mut. Wir waren auch sehr aktiv auf dem Gebiet der Liturgie, denn in Berlin wirkten damals der

6) Einige Geschichtsforscher behaupten, daß Karl Adam nazifreundlich gewesen sei. Persönlich kann ich dies nicht bestätigen.

Liturgiker Pius Parsch (1884-1954) und der Religionsphilosoph und Theologe Romano Guardini (1885-1968). Beide spornten die katholischen Studenten an, aktiv an der neuen liturgischen Bewegung teilzunehmen. Wir waren überzeugt, daß die Vertiefung des religiösen Geistes ein wichtiges Mittel sei, um den Einfluß der Nazis zu bremsen. Das war nicht leicht, aber geistiger Widerstand war unsere einzige Möglichkeit.

Judenverfolgung und Pogromnacht

Wir Jugendlichen ahnten damals nicht, daß das Schlimmste erst noch kommen sollte, obwohl die Judenverfolgung bereits immer intensiver wurde. In unserer Klosterschule gab es seit dem Ausschluß der Juden aus den staatlichen Schulen (1934) viele jüdische Mädchen. In meiner Klasse waren von achtzehn Schülerinnen vier Jüdinnen, unter ihnen ein sehr begabtes



Nina Kauchtschischwili 1938/39.

Foto: Privat.

Mädchen, das ausgezeichnet Cello spielte und bei unseren Festakten, besonders zu Weihnachten, zur feierlichen Gestaltung beitrug. Eines Tages (1937/38) war sie verschwunden und niemand wagte, nach ihr zu fragen. Es wurde geflüstert, sie sei, wie auch eine andere Schülerin aus einer Parallelklasse, ins Ausland geflüchtet. Beim Abitur 1938 war nur noch ein jüdisches Mädchen anwesend.

Die Schwestern haben jedoch für ihre Judenhilfe teuer bezahlt. Die Direktorin wurde unter dem Vorwand des Devisenschmuggels verhaftet, aber wegen fehlender Beweise nach einiger Zeit wieder freigelassen.

Großen Eindruck hat auf mich auch der Besuch bei einem jüdischen Arzt gemacht. Er war überzeugt, daß er nichts zu befürchten habe, „da ich im Weltkrieg das Eiserne Kreuz verdient habe“. Er war ungefähr sechzig Jahre alt. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Das Bedeutendste aber, das ich erlebt habe, war der Tag nach der Kristallnacht. 1938 war ich als Ausländerin die einzige aus meiner Klasse, die schon an der Universität studierte. Alle anderen Mädchen mußten zuerst ein Jahr Arbeitsdienst für das Vaterland leisten. Am Morgen nach der Kristallnacht

mußte ich schon früh aus dem Haus gehen. Ich traf niemanden und wußte nicht, was geschehen war. Auch an der Universität wurden die Ereignisse der vergangenen Nacht mit keinem einzigen Wort erwähnt. Erst am Abend, als ich zur Fahrschule kam, merkte ich, daß irgend etwas großes Aufsehen erregt hatte. Man erzählte mir die greulichsten Geschichten, die sich nachts ereignet hatten. Ich konnte es kaum glauben. Die Männer waren so überwältigt, daß sie keine Fahrstunden wollten. Im Unterschied zur Universität erschienen diesen Männern die Ereignisse wichtiger als alles andere. Mit Entsetzen sahen wir, daß in der Tauentzienstraße die Schaufenster der jüdischen Geschäfte von *Leiser*, *Stiller* und vieler anderer zertrümmert waren. Doch das Abscheulichste war, daß die Leute in den Schaufenstern standen und zusammenrafften, was sie finden konnten. Und es waren fast nur gutgekleidete bzw. gutsituierte Menschen. Es war unglaublich! Wir wagten nicht, die Lage zu kommentieren, denn in Anwesenheit solcher Leute war das viel zu riskant. Bis heute kann ich nicht begreifen, wie es möglich war, daß an der Universität niemand ein einziges Wort darüber gesagt hatte. Aber an einer Universität, wo damals schon einige Professoren in der SA-Uniform Vorlesungen hielten, war das Klima eben so, daß die Entscheidungen der Partei nicht zur Diskussion standen, und die Menschen hatten Angst, darüber zu reden.

Auf dem Heimweg sah ich in der Ferne noch die Flammen und den Rauch der großen Berliner Synagoge. Zu Hause war die Atmosphäre sehr bedrückt, denn auch in Siemensstadt waren jüdische Läden, von deren Existenz wir nicht einmal gewußt hatten, angegriffen worden. Unser SS-Nachbar und seine Familie waren die ersten, die sich mit Waren aus den jüdischen Läden bereichert hatten. In unserem Haus waren wir die einzigen, die nicht mitgemacht hatten. Kurz danach wurde mein Vater verhaftet, kam aber, auf Intervention von Siemens, bald wieder frei. Auf einer Geschäftsreise nach England im August 1939 war meinem Vater klargeworden, daß Hitler umgehend den Krieg erklären würde. Sieben Monate später zogen wir nach Italien. Damit waren zwar meine Kontakte zu den deutschen Widerstandsbewegungen beendet, doch in Italien war es nicht schwer, Kontakt mit der Resistenz aufzunehmen.

Im Alter haben sich diese Erinnerungen immer schärfer ins Gedächtnis eingepreßt. Doch je weiter man sich von der Nazizeit entfernt, desto unbegreiflicher erscheint es, daß das Grauenhafte möglich war.